

Populismus

Die mit dieser Positionen-Ausgabe erstmalige Befragung neuer Musik – ein Begriff, der nach wie vor stark geprägt ist von einer Ästhetik der Avantgarde – hinsichtlich eines ihr scheinbar völlig inkongruenten populistischen Potenzials erfordert eine Klärung des Begriffs selbst. Der politische Philosoph und Kulturwissenschaftler Enno Rudolph befragte diesen für uns auf seine sowohl im Politischen wie auch Kulturellen schillernde Vielschichtigkeit. (Die Redaktion)

Wort und Sache

Die Vokabel wird in der Regel in politischen Zusammenhängen verwendet, und hier zur Charakterisierung von Personen, denen es gelingt, die von Ihnen angesprochene Öffentlichkeit – die Wählerschaft, das Volk, eine Parteiversammlung – für Ihre Interessen und Ziele so einzunehmen, dass die Zuhörerschaft zur Gefolgschaft wird, weil der Populist ihnen die Überzeugung vermittelt hat, seine Ziele seien ihre Ziele. In Populismus mischt sich dabei gewöhnlich ein Schuss Beliebtheit oder sogar Identifizierung, Bewunderung und Faszination. Der Populist ist ein Akteur, der solche Effekte als Mittel einzusetzen weiß, es kann ihm gelingen, durch seine Erscheinung, seine Sympathieausstrahlung und natürlich durch die rhetorische Raffinesse die Wirkung seines Argumentariums entscheidend zu verstärken. Zum Populismus gehört außerdem ein Element der Skrupellosigkeit und des Machiavellismus. Der Populist weiß zwischen seinen Zielen, zu denen zumeist in erster Linie Machtgewinn gehört, und den genannten Mitteln sorgfältig zu unterscheiden. Nicht selten gleicht er einem Wolf im Schafspelz, der es sich erlauben kann, spätestens auf dem Höhepunkt seiner Macht – in Krisenzeiten auch bereits früher – den Schafspelz abzulegen.

Zumeist drängen sich Beispiele aus dem nationalistischen Spektrum des politischen Lebens auf: Christoph Blocher in der Schweiz, Tayyip Erdoğan in der Türkei, Wladimir Putin in Russland oder auch Silvio Berlusconi in Italien. Immer wieder aber sind in der Geschichte auch universalistisch motivierte Populisten wirkmächtig geworden: Martin Luther King oder Lenin verfolgten zwar Ziele, die sich zunächst auf die nationalen Zusammenhänge ihres Heimatlandes bezogen, dies allerdings

2 auf der Basis von normativen Idealen, die für

die Welt im Ganzen Geltung beanspruchten. Dies gilt etwa für Martin Luther Kings Kampf gegen die Rassentrennung, für Lenins Kampf gegen Ausbeutung oder Che Guevaras Kampf gegen Despotismus – sofern davon ausgegangen werden darf, dass es sich dabei jeweils um repräsentative Fälle von Populismus gehandelt hat.

Populismus, Popularität und Demagogie

Nicht jeder Demagoge ist ein Populist, nicht jeder Populist ein Demagoge. Für den Populisten gehört die Demagogie in den Instrumentenkasten der Methode seiner Interessenverfolgung, wobei es sich dabei um ein mögliches, kein notwendiges Instrument handelt. Für den Demagogen kann es ein Ziel sein, Volk beziehungsweise Öffentlichkeit für die eigenen Zwecke zu instrumentalisieren – es gab und gibt aber auch selbstlose Demagogie, etwa in Fällen des religiösen Fanatismus. Wir können nicht ausschließen, dass Jesus ein Demagoge war, das heißt ein Prediger, dessen Reden das Volk bewegten, ohne dass er selbstbezogene Ziele verfolgt hätte. In ähnlicher Weise sind die Begriffe Popularität und Populismus auseinanderzuhalten: Man kann sehr populär sein, zugleich aber große Distanz zu jeder Form von Populismus einnehmen wie ein Fußballspieler oder ein Chansonsänger; und umgekehrt muss ein Populist nicht populär sein, um seine Definition zu erfüllen, wie man wohl besonders markant an Joseph Goebbels sehen konnte. Jedoch ist eine gewisse Popularität sehr häufig mit dem Auftreten von Populisten verbunden, was ihnen die Arbeit erleichtert – so etwa im Falle der Rechtspopulisten Christoph Blocher oder Jörg Haider. Populär sind sie, weil sie den Erwartungen und Interessen einer großen Zahl von Anhängern gefällig sind und dies sowohl im Inhalt als auch in der Form. Generell gilt auch hier, was zuvor von der Beliebtheit oder der rhetorischen Kompetenz festgestellt wurde: Es sind dies Einsatzmittel, Instrumentarien, die die Erfolgchancen erhöhen.

Populismus und Demokratie

Das Verhältnis von Populismus und Demokratie ist delikat – vielleicht delikater denn je. Beispiele wie Putin oder Erdoğan, auch Blocher oder Haider zeigen, dass die Anfälligkeit für populistische Verführungskünste zur Achillesferse der Demokratie gehört. Es ist ohne Zweifel als ein Erfolg populistischer Großeinsätze ihres langjährigen offiziellen und inzwischen heimlichen Präsidenten zu verbuchen, dass die Schweizer Volkspartei (SVP) nicht nur zur stärksten

Editorial

Neue Musik – Populismus, ist ein Zusammendenken dieser beiden Begriffe überhaupt sinnvoll? Auch deshalb haben wir ein Fragezeichen gesetzt. Auffällig ist allerdings, dass es zunehmend deutliche populistische, also publikumsanbiedernde Tendenzen der Vermarktung neuer Musik gibt: ob durch gestylte Fotos von Komponisten und Musikern im Stil von Modejournalen, verbindliche Kompositionen, Moderationen und Musikauswahl, etwa im Rundfunk, oder durch flotte Sprüche und vermeintliche »Hinführungen«. Jenes Fragezeichen führte uns schließlich zu nichts weniger als zu dem, was man als Epochenproblematik neuer Musik heute, »am Scheideweg« und an der »Bruchstelle der Überwindung einer Postmoderne« (Tobias Remppe) bezeichnen könnte: Die Herausbildung von drei Hauptrichtungen innerhalb des Dispositivs »zeitgenössische Musik«: Subversivität, ästhetische Anpasstheit und Populismus. Mit den Worten von Patrick Frank sind das »explizite Kritik«, »Immanentismus« und »Opportunismus«. (In dieser Klassifizierung trafen sich – unabhängig voneinander – Planungen des Redaktionsbeirats während seiner Jahrestagung im Juni 2014 mit Überlegungen des Schweizer Komponisten und Kulturtheoretikers in seiner Darmstadt-Lecture im August 2014 *Zur Lage der Nation*, woraus wir dann die Zweiteiligkeit seines Aufsatzes *Was ist Kritik?* in den Nummern 101 *Querdenken* und im vorliegenden Heft entwickelten.)

Zunächst war eine Differenzierung notwendig: Die Unterscheidung von Popularisierung und Populismus, letzterer ein politischer Begriff, den für uns der Philosoph Enno Rudolph auch auf seine kulturellen Dimensionen hin abklopfte. Mit der Popularisierung gerät das Verhältnis von Musik und Hörer in den Blick und damit die nach wie vor wichtige Frage von Vermittlung, mit der sich Barbara Barthelmes auseinandersetzt und der überraschenden Schlussfolgerung, dass auch mit neuer Musik Politik zu machen ist. Andererseits führte die Befragung zeitgenössischer Musik gerade unter einem Begriff wie Populismus zu grundsätzlich neuen Fragen an zeitgenössische Musik heute (zum Beispiel Robert Zank, Tobias Remppe, Maximilian von Aulock), die Anlass für weiterführende Diskussionen geben. Und drittens resultierten aus der Fragestellung: Wie viel Populismus verträgt und wie viel braucht die neue Musik? brisante Beobachtungen, wo denn das, was als Popularisierung bezeichnet wird, überhaupt stattfindet. Das beginnt bei neu erprobten, ökonomischen Strukturen (etwa genossenschaftlichen) von Musikproduktion (Marc Tritschler), reicht über eine Veranstaltungspraxis, die bei den Arbeits- und Lebensbedingungen der Menschen ansetzt (Lydia Jeschke) bis hin zur Programmgestaltung von Festivals (Hans Rotman). Und wie sieht das bei Klangkunst aus, die im öffentlichen Raum für alle einfach »da ist«? (Ulrich Mosch/Carsten Seiffarth)

Populistische Strategien scheinen sich aber auch in musikalischen Material und Performancequalitäten von Werken einer ganzen Reihe junger Komponisten »eingelagert« zu haben. Besonders bei denen, die nicht nur durch eine akademische Ausbildung, sondern zudem durch Rock, Punk, neue elektronische Medien usw. musikalisch sozialisiert worden sind. Ist deren Musik deshalb populistisch? Oder haben sich darin nicht eher neue Qualitäten eines zeitgenössischen Kunstbegriffs etabliert? In Porträts von Alexander Schubert, Daniel Smutny und Johannes Kreidler lassen sich darauf sehr unterschiedliche Antworten finden. Lassen Sie sich überraschen, anregen und diskutieren Sie mit uns auf facebook: <https://www.facebook.com/positionen.zeitschrift>.

Gisela Nauck

ten Partei der Schweiz avancierte, sondern dass sie ihre Macht dem Alleinstellungsmerkmal einer geradezu paradigmatischen und entsprechend erfolgsbewussten Demokratie verdankt: dem Grundsatz des Plebiszits. Hier liegt das Phänomen vor, dass es einer Partei, vornehmlich auch infolge der eminenten populistischen Kompetenzen ihres Gründers, gelang, mit dem Mittel urdemokratischer Entscheidungsfindung und damit zugleich dem Mittel konsequent angewandter Volkssouveränität, die Demokratie durch radikal angewandten Republikanismus zu unterlaufen. Ohne die populistischen Strategien des Parteigründers Blocher wäre dieser für die Vorbild-Demokratie Schweiz fatale Erfolg,

dass sich die plebiszitäre Demokratie gegen sich selbst richtet, kaum denkbar gewesen.

Der Fall Blocher ist dabei als wesentlich eklatanter anzusehen als die Fälle Haider auf der einen und Berlusconi auf der anderen Seite: Blochers Erfolgsgeheimnis lag in listiger Ausnutzung der Schwäche der plebiszitären Demokratie, Berlusconis Erfolgsgeheimnis hingegen lag in der Ausnutzung der Schwäche der repräsentativen Demokratie. Für Blocher erwies sich die Methode des Volksentscheids als Königsweg zur tendenziellen Einpartei-herrschaft über das Volk; für Berlusconi erwies sich die mangelnde Stabilität des Rechtswesens und die extreme Disproportionalität seiner Medienmacht – und damit die Destabilisierung 3

der Balance der drei Gewalten des demokratischen Staates – als Schlüssel zu seinem Erfolg. Dass die Diskussionen über die Frage der grundsätzlichen Vereinbarkeit von Demokratie und Populismus seither zunehmen, ist vor diesem Hintergrund verständlich – jedoch sollte die Frage eher lauten: Wie viel Populismus verträgt die Demokratie oder besser: Wie stabil muss eine Demokratie sein, um nicht infolge populistischer Strategien und Erfolge von Personen oder Gruppen, eminenten Akteuren oder Parteien aus den Fugen zu geraten?

Es scheint sich herauszustellen, dass Populismus im Handlungsbereich der Politik ein natürliches und möglicherweise zunehmend aktueller werdendes Phänomen ist. Er spielt jedenfalls nicht nur in Ländern eine ansteigende auffällige Rolle, in denen die Demokratie noch nicht grundsätzlich ins Wanken geraten ist, wie in der Schweiz oder in den Niederlanden, sondern er dient auch als erfolgreiche Methodik, um einer faktischen Diktatur den Schein einer Demokratie zu verleihen – nach innen wie nach außen: Russland und die Türkei sind dafür bedenkliche Beispiele. Wie aber steht es mit diesem Phänomen außerhalb des politischen Handlungsfeldes?

Populismus und Kultur

Es kann mit Blick auf eine Reihe von eminenten Kulturrepräsentanten oder Kulturschöpfern in Geschichte und Gegenwart unter einem gewissen Vorbehalt davon gesprochen werden, dass dieselben entweder tatsächlich eine direkte und offene Interessenpolitik im eingangs beschriebenen Sinne betrieben haben beziehungsweise betreiben, oder aber dass ihre historische Bedeutung und ihr kultureller Rang als Mittel einer mit dem Prädikat »populistisch« zu bezeichnenden Interessenpolitik eingesetzt werden – letzteres nicht nur von bestimmten Regierungen, sondern auch von Vertretern des Journalismus. Das Wort Politik allerdings ist hier in einem weiteren Sinne zu verstehen – etwa vergleichbar mit der Praktik der Geschichtspolitik, wie sie von Politikern und von Wissenschaftlern verfolgt wird, wenn sie ein bestimmtes Bild der historischen Entwicklung generell oder auch einiger ausgewählter Epochen in den Dienst der interessierten Vermittlung eines bestimmten Geschichtsbildes stellen, um so ihre Absichten historisch zu legitimieren.

Der langjährige Literarchef der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, Marcel Reich-Ranicki, kann als Paradebeispiel dafür benannt werden. Er verstand es wie wenige andere, seine Kompetenz als Literaturkritiker und

seine Popularität und seine Funktion in den Dienst einer bestimmten Wertung beziehungsweise Abwertung literarischer Leistungen zu stellen, um so Entscheidungen über »gut« und »schlecht«, über »bedeutend« oder »unbedeutend« zu gesellschaftlich verbindlichen Urteilen werden zu lassen. Das vordergründige Interesse daran ließe sich als ein Interesse an kultureller Machthaberschaft bezeichnen. Ob ein darüber hinaus gehendes, weiter reichendes Interesse leitend war, darüber lässt sich allenfalls spekulieren – etwa das Interesse an einer langfristigen Stabilisierung einer robusten kulturellen Urteilsfähigkeit der Gesellschaft vor dem Hintergrund der bösen Erfahrungen mit der fatalen Manipulierbarkeit der Gesellschaft unter einem totalitären Regime. Es gelang Reich-Ranicki jedenfalls, aus den Werken eines Thomas Mann oder – zeitweise – eines Martin Walser Kriterien der literarischen Kunst abzuleiten, die den Rang kultureller Normen erlangten.

Andere Beispiele sind Autoren, denen es nachhaltig gelungen ist, für ihr Fach durch ihren ästhetischen und stilistischen Erfolg insoweit normative Wirkung zu erzielen, als sie durch ihre faszinierende Rhetorik Maßstäbe für die Akzeptanz und Beliebtheit bestimmter Kommunikationsformen und bestimmter sprachlicher Zulässigkeiten setzten. Als Beispiel dafür kann auf Peter Sloterdijk verwiesen werden, der zu Beginn seiner Karriere von einem nicht minder einflussreichen Kollegen als ein neuer Heinrich Heine gepriesen wurde. Am Rande sei auch auf das Kabarett verwiesen als einer Kunst, auf dem schmalen Grat zwischen politischem Ernst und rhetorischer Ironie, dort einen nachhaltigen Anspruch auf Gesellschafts- und Politikkritik dauerhaft zu etablieren, wo solche Kritik wenig erwünscht oder erlaubt ist. Der legendäre Kabarettist Werner Fink oder der Humorist Loriot können hier exemplarisch benannt werden.

In jedem Fall kann Populismus als ein Phänomen bewertet werden, das so oder so als Mittel von Interessenpolitik im weitesten Sinne eingesetzt wird – ein Mittel, dessen Eignung und Wirkung sowohl von den spezifischen Talenten der jeweiligen Populisten als auch von der Appetenz und der Verführbarkeit der betroffenen Öffentlichkeit abhängt: Ein Populist hat so viel Erfolg, wie ihm vom Volk gewährt wird. ■